

21. Oktober 2008

Kirche. Evangelisch.



Sehr geehrte Studentinnen und Studenten,

ein neues Semester hat begonnen. Manche von Ihnen sitzen hier zum ersten Mal, sie sind die Neuen, gespannt darauf, wie alles wird. Für andere, die alten Hasen, ist es das letzte Semester, Ihnen stehen die Prüfungen bevor. Sie alle, so hoffe ich, sind nach einem großen Sommer zurückgekehrt nach Jena, und neugierig genug, was es in diesem Semester zu studieren gibt.

Sie studieren Theologie. Das ist nicht gerade gewöhnlich. Nicht in unserem Land, schon gar nicht in diesem Bundesland, das ist ungewöhnlich auch in dieser Zeit. Ihre Freundinnen und Freunde, Ihre Eltern werden sie gefragt haben: Warum, um Himmels willen Theologie? Sie selbst werden sich das gefragt haben, mehr als einmal. Warum Theologie? Wozu Kirche?

Dafür haben sie sich als Referentin eine eingeladen, die mehrere Semester Theologie studiert hat, aber als erlernten Beruf "keinen" angeben muss. Wendewirren hin oder her: das, was sie hier tun, lohnt sich.

So möchte ich diese feierliche Semestereröffnung nutzen um dies zu fragen: Kirche. Evangelisch. Was heißt das? Wo stehen wir? Wie ist es bestellt um Glaube und Bekenntnis in unserer Zeit? Wenige Tage vor dem Reformationstag bietet sich das wohl an. In einem Prozess evangelischer Kirchenreform zu einer "Kirche der Freiheit" ebenfalls.

Vergleicht man den Einfluss der Kirche auf die Gesellschaft heute mit dem früherer Jahrzehnte oder gar Jahrhunderte ist zweifelsohne festzustellen: die Prägekraft des Christlichen hat nachgelassen. "Christlichen Wurzeln" werden viel beschworen aber wenig nachvollzogen. Besucherinnen und Besucher im Museum tun sich schwer, religiöse Symbolgehalte und Allegorien zu erkennen. Und auch unsere Gotteshäuser werden eher als touristische Attraktionen wahrgenommen, weniger als Ort, an dem ganz Anderes zu erfahren wäre. Vielleicht sollten wir hier einmal öfter auch Anleitungen zum Beten auslegen, statt unseren Gästen nur das Faltblatt mit den kunstgeschichtlichen Besonderheiten an die Hand zu geben. Letzten Sonntag war ich im Brandenburgischen unterwegs. Für einen 10-Uhr-Sonntagsgottesdienst musste ich eine halbe Stunde mit dem Auto fahren. Das, was scheinbar "immer so war", gilt nicht mehr. Die einfache Antwort – die Zuständigkeit der Pfarrerin für mehrere Dörfer, die Kirchenferne in der ostdeutschen Provinz, die Kleinheit der Gemeinde allein helfen nur kurz. Und natürlich nehme ich an, dass sie alle längst die Erlebnisse vom letzten Sonntagsgottesdienst ausgetauscht haben und diese waren

erfreulich: gute Predigt, ordentliche Musik und so weiter. Oder?

Dennoch wird Religiöses gesellschaftlich nachgefragt. Hape Kerkeling hat mit seinem "Ich bin dann mal weg" – offensichtlich den Nerv getroffen. Auch zwei Jahre nach Erscheinen hält sich das Buch in den Bestsellerlisten. Und es hat die Pilgerkultur in Deutschland wohl nachhaltiger verändert als alle kirchlichen Pilgerstellen es vermocht haben. Auch Bücher wie das der ehemaligen Nonne Veronika Peters, die sich in "Was in zwei Koffer passt" an ihre Klosterjahre erinnert oder Wilhelm Schmidt-Bodes "Maß und Zeit. Entdecken Sie die neue Kraft klösterlicher Werte und Rituale" stapeln sich in jeder Bahnhofsbuchhandlung.

Ganz offensichtlich kommt an den großen Fragen des Lebens eben niemand vorbei. Auf der Suche nach Antworten aber ist es längst nicht mehr selbstverständlich, die Schwellen der Gotteshäuser zu übertreten. Im Gegenteil: Wellness mit ein paar religiösen Zutaten hat Konjunktur.

Christinnen und Christen selbst verharren nicht selten in einer gewissen Gleichgültigkeit ihrer Kirche gegenüber. Kirchliche Feiertage werden als freie Tage gern genommen, aber kaum noch wirklich gefeiert, zumindest nicht ihrem Anlass entsprechend. Hier und da noch ein Johannisfeuer, ein paar Engel in der Christenlehre oder im Religionsunterricht an Michaelis. Und der Himmelfahrtstag? Oder eben Reformation? Und was geschieht eigentlich am Pfingstmontag? Hier in Thüringen stehen 20% eingetragene Evangelische 50% bekennenden Atheisten gegenüber. Immerhin gab es den großen Lutherfilm vor einigen Jahren, der etwas zur Wissensverbreiterung beigetragen hat. Und vielleicht hilft ja auch der ganze Trubel um Luthers 500. Geburtstag.

Oder nehmen wir den Sonntagsschutz: Wem ist das denn ein größeres Herzensanliegen – den Gewerkschaften oder den Gläubigen? Was und wozu der Sonntag sein soll, ist nicht mehr unbedingt klar.

Haben wir es also auf der einen Seite mit einer über weite Strecken oberflächlichen Verbundenheit zur christlichen Kirche zu tun, begegnen wir auf der anderen Seite beeindruckend überzeugungsgewissen muslimischen Gläubigen. Muslime suchen, zunehmend offensiv, ihren Platz in unserer Gesellschaft. Diese Entwicklung scheint eine gewisse Nervosität - auch in der Kirche - hervorzurufen. Warum eigentlich? Angst und Ablehnung sind in der notwendigen Debatte jedoch die schlechtesten Begleiter, darauf komme ich später zurück.

Der eingangs konstatierte relative Bedeutungsverlust der Kirche steht natürlich im Zusammenhang mit Säkularisierung, Individualisierung und Pluralisierung. Doch ich will hier gerade nicht in das kulturpessimistische Konzert derer einstimmen, die in diesen Prozessen der Modernisierung eine Abwärtsbewegung erkennen, die die Kirche bedroht. Die Erwartung, dass eine fortschreitende Säkularisierung Religion und Kirche überflüssig machen, hat sich nun gerade nicht bestätigt. Und dass heute jede und jeder heute an gesellschaftlichen Gütern teilhaben kann, ohne einer Kirche anzugehören ist so selbstverständlich wie gut. Die Allzuständigkeit der Kirche war eine Fehlentwicklung. In zehn Tagen ist Reformationstag. Dann feiern wir wieder Martin Luther – seinem Anstoß hat die Kirche wesentlich ihre Befreiung von weltlichen Belangen zu verdanken, und die Welt die Befreiung von kirchlicher Bevormundung. Das heutige Christentum ist durch die Säkularisation hindurchgegangen und lebt unter den gegenwärtigen Bedingungen nicht schlecht. Denn erst eine so frei gewordene Kirche hat unter den Bedingungen der Moderne die Chance, einflussreich zu sein. So sie es will und sofern es die Gesellschaft zulassen will. Und erst ein so frei gewordener Mensch versteht seine Aufgabe und Verantwortung in der Welt.

Auch die Individualisierung, oft beklagt als Grund nachlassender Bindung an die kirchliche Gemeinschaft, ist eine höchst positive Errungenschaft. Die Deutungskompetenz über das eigene Leben kommt nicht einer Institution zu, sondern dem Individuum. Wer will, kann sich damit auch gegen die Kirche entscheiden. Doch selbst diese Distanz ist Ausdruck einer Freiheit, die für jeden Christenmenschen eingefordert und eingelöst wurde.

Der Grundsatz von Gleichheit und Würde, die unterschiedslos jedem Menschen zukommt, ist tief im christlichen Menschenbild verankert. Er wurde mit reformatorischem Eifer verteidigt und ist

letztlich ein Grundpfeiler der Entwicklung hin zu Demokratie und Achtung der Menschenrechte geworden. Säkularisierung und Individualisierung sind nicht zum Schaden über die Kirche gekommen. Es sind vielmehr, blutig und auch gegen die Kirche erkämpfte, aber doch durch reformatorische Grundumkehrungen hervorgebrachte Geschenke an die moderne Gesellschaft.

Wir haben allen Grund, die Bedeutung der Kirchen für unsere Gesellschaft positiv zu beschreiben, historisch allgemein wie gegenwärtig konkret. Und natürlich: die protestantische Stimme wird gehört und hat Gewicht. Mit ihren Worten zu Gerechtigkeit und Solidarität, zum Frieden, zur Ethik am Anfang und Ende des Lebens, nicht zuletzt zur Unternehmensethik. Anfang November tagt die Synode. "Klimawandel-Wasserwandel-Lebenswandel" ist ihr Schwerpunktthema. Dazu hat die Kirche etwas zu sagen – natürlich!

Unsere Gesellschaft wäre auch ärmer, ohne diese Vordenkerin und Mahnerin, die Fehlentwicklungen bemerkt, reflektiert und benennt. Ohne die Begeisterte über Engagement, Solidarität, Zusammenhalt, wie sie oft aus der Bürgergesellschaft heraus entstehen. Gesellschaft wäre ärmer, ohne eine Kirche, die Freiheit im Letzten zu deuten versteht als Freiheit vom Tod, mit der alle Mächte dieser Welt ihre Schrecken verlieren. Aus dieser Freiheit erwächst zugleich das Postulat an jede Einzelne und jeden Einzelnen, verantwortlich, das heißt in Verantwortung vor Gott und den Menschen zu handeln. Kirche tritt ein für Solidarität und Zusammenhalt in der Gesellschaft, im Wissen darum, dass jeder Verlorene wertvoll genug ist, ihn suchen zu gehen und bei seiner Wiederkehr ein Fest zu feiern.

Und noch etwas: Kirche, hier namentlich die evangelische, ist gut für die Wirtschaft. Schon Max Weber beschrieb 1904 in seinem Aufsatz "Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus" den protestantischen Arbeitseifer als Glücksfall für den Kapitalismus, natürlich nicht ohne die Folgewirkungen auch zu problematisieren. Die These von Religion als Wirtschaftsfaktor ist unlängst in einer britischen Studie bestätigt worden. Die Erwerbsquote liegt in mehrheitlich protestantischen Ländern um durchschnittlich sechs Prozent höher als in Staaten mit andersgläubiger Mehrheit. Das liegt zum einen wohl am viel beschworenen Arbeitsethos. An den fleißigen Protestanten also. Zum anderen aber an den Protestantinnen, oder besser: den Frauen. Frauen arbeiten in Ländern protestantischer Prägung einfach häufiger jenseits von Heim und Herd.

Der Beitrag der Kirche für die Gesellschaft beschränkt sich freilich nicht auf ihre Funktion als politische Akteurin und ethische Mahnerin. Im Gegenteil: zuallererst bietet Kirche den Menschen Raum für die Erfahrung des Heiligen. Hier wird die Gnade Gottes und seine Hinwendung zur Welt zugesagt, Trost und Hoffnung ist zu finden, hier steht die Sorge um die Seelen im Mittelpunkt. Die Sorge um die Seelen – wie klingt das in einer Zeit, in der sich alle Sorgen um ihre Konten und die Altersvorsorge machen?

Das Heil der Seele suchend laufen die Sinnsucher unserer Zeit dennoch in Scharen an der Kirchentür vorbei. Warum denn? Stehen die Türen nicht weit genug offen? Ist es drinnen irgendwie zu dunkel? Haben wir einen Deckel auf die Quelle gelegt, aus der zu schöpfen wäre? Liegt es am Kreuz, an dem Blut klebt, am Ritus, der sich nicht auf den ersten Blick erschließt oder am Personal im langen Kleid, ob schwarz oder weiß oder rot?

Uns Protestantischen wird nachgesagt, wir hätten so selten gute Laune. Soweit ich das sehe, ist das bei den Katholischen nicht anders, außer vielleicht bei den rheinischen, aber das macht die Sache ja nicht besser. Dabei haben wir allen Grund zum Strahlen und zur Freude am Leben. Wir sind gerechtfertigt und angenommen, so wie wir sind, einzig unserem Gewissen verpflichtet und stehen unmittelbar vor Gott. Wir können frei von Furcht gestalten und die Welt ein bisschen, im besten Fall auch viel besser machen – für alle. Vielleicht ist es auch gar keine schlechte Laune, sondern ein wenig das Angestrengt-Sein, das diese Freiheit und das eigene Gewissen so mit sich bringen. Als Politikerin weiß ich ganz gut, wovon ich da rede. Besonders als Grüne natürlich.

Wer so handeln und lieben will – seinen Nächsten wie sich selbst – der muss sich freilich selbst lieben können, auch unsere Kirche muss sich selbst lieben können, um segensreich zu sein. Wir

kommen nicht umhin zu fragen, welche Thesen Martin Luther zum Zustand der Kirche wohl heute anzuschlagen hätte. Womöglich ist die beklommene Reaktion auf das Impulspapier "Kirche der Freiheit", das den Reformprozess in unserer Kirche anstoßen will, ganz unlutherisch. Dass die Situation nicht einfach ist, ist unbenommen. Aber Impulse traditionalistischen Bewahrens und engherzige Versuche, das eigene Schäfchen gerade noch ins Trockene zu bringen, stehen unserer Kirche nicht gut zu Gesicht. Wir sollten uns nun nicht, alle theologische Reflexion über Bord werfend, allein von ökonomischen Sachzwängen *treiben* lassen. Aber gestalten müssen wir schon wollen. Wir *müssen* und *sollen* nicht, sondern wir *wollen* streiten um den besten Weg, gemeinsam, mit weitem Blick und mit einem gerüttelt Maß an Zuversicht.

Wenn wir suchen nach dem Eigentlichen unseres Glaubens und, wenn Sie, liebe Studierende suchen und fragen, was unaufgebar ist, können wir getrost wieder bei Luther ansetzen. Stellen wir die Schrift in den Mittelpunkt und ziehen wir darum konzentrische Kreise der Verkündigung. Verkündigung, das ist unser Auftrag als Christinnen und Christen, und es wird für viele von Ihnen vornehmster Auftrag sein, als Pfarrerinnen und Pfarrer. Beim Umgang mit dem Wort wird es auf Klarheit und Erkennbarkeit ankommen. Wir wissen um den zentralen Stellenwert der biblischen Texte und wir sind so gerne stolz darauf, wie ernsthaft wir mit ihnen umgehen. Und dennoch lassen viele unserer Gottesdienste eine gute Predigt oder gar den Evangeliumstext selbst vermissen. Doch eine noch so gute Nacherzählung kann kein Ersatz dafür sein. Wenn der Grund ist, dass "diese Texte doch heute keiner mehr versteht", dann müssen wir uns Sorgen machen, nicht nur um unser Bildungssystem. Lebensweltliche Annäherungen und Neuübersetzungen wie BasisB, die Bibel für Jugendliche, sind gut und richtig. Aber es schadet nicht, unserer Jugend auch die Lutherbibel zuzutrauen. Ich sage das nicht ohne Sinn an einem Ort, an dem die erzählende Predigt in der Lehre große Höhen hatte. Und ich sage das, weil ich sicher bin, dass beides zusammengehört: der wirklich Text und die wahre Predigt. Ich sage das hier, zu Ihnen und stelle mir ihre Gedankengänge vor: wie viel Zeit werde ich tatsächlich haben für die Vorbereitung der Predigt und wer hört die dann überhaupt, in Vordertupfingen. Die Kirche soll gebaut, das Dach gedeckt sein, Sponsoren für die Erneuerung der Orgel gefunden werden; Feuerwehrverein und Kirmesgesellschaft wollen neuerdings den Pfarrer mit launigen Reden erleben, die demographische Entwicklung erfordert ein Mehrfaches an Alten- und Krankenbesuchen und und und ...

Und **wie** sollen wir verkündigen? Muss es multimedial sein? Am besten mit Powerpoint? Oder reicht nicht einfach auch, das Wort wirken zu lassen wie bei den Taizé-Brüdern, zu denen die Jugend der Welt strömt und zu Tausenden in minutenlangender Stille verharrt?

Und die Predigt? Grund zur Freude, Grund zum Ärger, Grund sich zu reiben. Grund dem Traum von einer besseren Welt und gutem Leben nachzuhängen.

Im Sommer war ich in einem Stadtteil in Zürich im Gottesdienst. Reformiert. Die Predigt dauerte 25 Minuten. Es ging um 1 Kor 13. Es waren da: zwei etwa 25-jährige, zwei um die vierzig, drei in den Fünfzigern und einige, die an den Induktionsschleifen saßen. Es war eine Predigt ganz und gar in der Tradition von Karl Barth. Es war wunderbar. Und ein offenbar mit seinem Werk zufriedener Pfarrer übrigens.

Und die Bibel selbst? Sollen wir uns wirklich damit zufrieden geben, dass auch die Mehrheit der Evangelischen nur die ganz bekannten Psalmen, Gleichnisse und Geschichten präsent hat? Wo lernt man eigentlich Bibel? Im Religionsunterricht häufig genug nur im Rahmen der Anspiele zum verlorenen Sohn und zum Dreikönigstag. In der Gemeinde? Bibelkreise gelten außer bei wenigen und dann womöglich noch Beirgewöhnten weithin als altmodisch. Der Satz von Martin Niemöller: "Was würde Jesus dazu sagen?" wird oft bemüht. Schön, gut und richtig wäre es, wenn wir die Antwort auf diesen Satz tatsächlich in der Bibel fänden und nicht einfach – gefühlt. Wäre das nicht ganz besonders lutherisch? Das Priestertum aller Gläubigen, das Wort in den Mittelpunkt, die Gemeinschaft der Gemeinde, all das gute Gründe, die Bibel kennenzulernen wie einen geliebten Menschen. Immer wieder neu, in allen Höhen und Tiefen und bis auf den Grund seiner Seele - ohne je ganz zu erkennen.

Auch das Kreuz als Mittelpunkt des Glaubens ist unaufgebbar zugunsten anderer Symbole, die eingängiger oder weniger zumutend sein mögen. Unsere Gemeinden sind offen für Alle, aber nicht für Alles. Wir können uns nicht um eine Spirale versammeln, damit sich auch der oder die Letzte noch wiederfinden kann und nicht Anstoß nehmen möge. Glaube ist mehr als ein gutes Gefühl. Wenn das nicht mehr klar ist, gehen Gemeinde und Bildung verloren. Wir müssen aber im Gegenteil Gemeinde stärken und investieren in unsere eigene Spiritualität und Glaubensgewissheit. Das sich fallen lassen, der Mut, sich ganz dem Heiligen hinzugeben, zu den letzten Dingen vorzudringen, ohne sie durchdringen zu müssen und sie besonders nicht Gott aus der Hand nehmen wollen. Das Kreuz als Symbol des Todes, Christus, als Symbol des Leides, beides zusammen aber auch als Symbol der Auferstehung sind mehr als ein Zeichen. Das Versprechen Gottes an die Welt und an jeden Einzelnen und jede Einzelne ist auch das Versprechen dessen, der größer ist als wir. Der kleine Mut steht dem großen Wissen und der großen Gnade Gottes gegenüber. Sich darüber bewusst zu sein ist immer auch ein Ausrufezeichen, wenn es um unseren Umgang mit der Schöpfung geht, nicht zuletzt mit uns selbst. Sterben in Würde und die strikte Ablehnung aktiver Sterbehilfe sind dafür ebenso Wegmarken wie der Schutz unserer natürlichen Lebensgrundlagen. Sich dafür einzusetzen, zu reden, zu überzeugen, zu handeln und eben nicht still zu halten und zu schweigen, das ist uns als Christinnen und Christen aufgegeben. Allen, egal welcher Konfession, unterschiedslos.

Da sind wir nah beieinander. Doch an dieser Stelle noch ein Wort zum Miteinander mit unseren katholischen Schwestern und Brüdern. Ich höre immer wieder, die Ökumene in der Praxis und auf Ebene der Gemeinden sei schon viel weiter. Das stimmt erfreulicherweise. Wie gut und wie selbstverständlich, dass wir nachher den Semestereröffnungsgottesdienst ökumenisch feiern. Und es ist ja auch nicht so, dass sich auf katholischer Seite seit 500 Jahren nichts getan hätte. Auch in der katholischen Kirche haben Reformen stattgefunden, man hat sich gewissermaßen Schritt für Schritt nachreformiert, einfach weil es geschichtlich, theologisch und gesellschaftlich unausweichlich war. Viel von dem, was Luther wollte und angestoßen hat, ist auf den Weg gebracht.

Aber wir können noch immer nicht über Trennendes einfach hinweg gehen und in der Ökumene können wir nicht im Ungefähren bleiben. Das "Ach, wir sind doch eigentlich alle Christinnen und Christen, ungefähr passt das schon, da können wir auch Abendmahl miteinander feiern" ist nicht angebracht. Beim Ökumenischen Kirchentag in zwei Jahren wird es das noch nicht geben können. So weh das tut und so schmerzlich das ist. Wir müssen ja nicht jede theologische Detailfrage nachvollziehen. Aber wir können auch ganz augenscheinliche Verschiedenheit nicht verschweigen. Wie könnten wir die Herabsetzung katholischer Frauen ignorieren? Wie könnten wir übersehen, dass von Rom aus zwar mit Ablass nicht mehr gehandelt wird, die Idee aber bleibt. War jemand von Ihnen, gut ökumenisch, beim Weltjugendtag? Stellen Sie sich vor: Per päpstlichem Dekret wurde den katholischen Pilgerinnen und Pilgern zum Weltjugendtag vollkommener Ablass zugesagt, wenn sie in der rechten Gesinnung beten, beichten, Kommunion empfangen und an der Abschlussveranstaltung mit dem Papst teilnehmen. Wer außerhalb von Köln um ein mutiges Glaubenszeugnis der Jugend betete, konnte immerhin teilweisen Ablass erringen. Unvorstellbar für uns Evangelische! Ich will selbst Verantwortung tragen für mein Handeln und sie mir nicht abnehmen lassen vom Ritus, von Priester, Bischof oder Papst. Wenn ich schuldig geworden bin, dann hoffe ich auf Gnade und bin dankbar dafür, dass ich neu beginnen kann und Schuld nicht alleine tragen muss. Aber bitte keine Stellvertreter-Vergebung und drei Ave Maria. Wir können eben auch nicht hinweg sehen über die sinnlos-verachtende Haltung gegenüber Homosexuellen und erst recht nicht über den fahrlässigen Umgang mit dem Menschen gefährdenden Aidsvirus.

Die Katholischen scheinen es mitunter einfacher zu haben. Aber nur auf den ersten Blick. Und unterschätzen wir die Angst vor dem Fegefeuer nicht. Ja, evangelisch sein ist anstrengend. Wir haben keinen Papst in wundervollen roten Schuhen, der für uns gegen die Orientierungslosigkeit der Welt anschreibt und anbetet, keine Kirche, die uns mit Leitplanken vorgeblich ewig wahrer Tradition den rechten Weg weist. Das alles müssen wir selber tun. Wie gut! Und wir haben die Schrift, den Glauben und die Gnade, das genügt. Auch wenn uns das Priestertum aller Gläubigen

und die protestantische Freiheit in den basiskirchlichen Folgewirkungen mitunter ein wenig Schwierigkeiten machen. Auch politisch-demokratische Prozesse sind nicht ohne Mühsal, und dennoch nicht hintergebar.

Seien wir also ökumenisch auf Grundlage der Unterschiede, die wir haben. Dass wir alle Christinnen und Christen sind, alle getauft auf den Namen des Herrn ist die Basis, die wir nicht verlieren können und die auch immer wieder Quelle der Hoffnung ist. Auf dieser Grundlage können und müssen wir viel gemeinsam tun, gerade auch in unserem Engagement für die Welt. Wir sollen uns im Respekt begegnen, uns gegenseitig anfragen lassen und auch voneinander lernen. Uns verbindet viel mehr als uns trennt. Der Graben ist weniger breit, als es derzeit scheinen mag. Arbeiten wir weiter beharrlich und im Vertrauen auf Gottes Geist daran, ihn zuzuschütten. Aber bauen wir keine wackeligen Brücken, die nicht tragen, über ihn hinweg. Und stellen wir uns darauf ein, dass es den Graben der Differenz darüber, was, wer und wie Kirche ist, gibt. Vielleicht noch für lange Zeit. Aber bestimmt -hoffentlich- nicht für immer.

Das Gefühl der Fremdheit und des Misstrauens, das noch in den 1950er und 1960er Jahren das Verhältnis der evangelischen zur katholischen Kirche bestimmte, beobachte ich heute dem Islam gegenüber. Wir sind in einer Phase, in der wir viel zu wenig übereinander wissen, in der wir fragen müssten: Wer seid ihr? Wie können wir euch kennen lernen? Was denkt ihr? Und was denkt ihr über uns? Wie wesentlich Wissen über den anderen ist, um sich überhaupt mit ihm auseinandersetzen zu können, war auch schon Luther bewusst, der seinen Freund darin unterstützte, eine lateinische Ausgabe des Koran herauszugeben, von der aus dann auch ins Deutsche übersetzt wurde. Sie werden nicht umhinkönnen sich mit den Religionswissenschaftlern in Erfurt auseinanderzusetzen, die sich im Max-Weber-Kolleg mit den Fragen religiöser Identität und Kommunikation, mit Fragen von religiöser Individualisierung und Gemeinschaftsbildung beschäftigen.

Dass heute statt offenem und neugierigem Fragen festlegende Positionierung an der Tagesordnung ist, hat verschiedenen Gründe, nicht zuletzt weltpolitische. Und es hat auch mit Unsicherheit und Enttäuschung voneinander zu tun. Momentan wird besonders heftig über den Bau von Moscheen diskutiert. Bürgerinnen und Bürger protestieren, was ihr gutes Recht ist, aber wovor haben wir eigentlich Angst? Dass das Minarett der Moschee höher ist als der Kirchturm? Und wenn. Alles Übrige regelt die Bauordnung. Haben wir Angst vor Islamismus? Gegen den werden wir nur gemeinsam und in starker Koalition mit der Mehrheit der nicht radikalen Muslime vorgehen können. Angst vor Herrschaftssymbolik? Zugestanden. Aber wie finden wir den Unterschied heraus?

So einfach ist es nun auch wieder nicht, werden Sie sagen und damit haben Sie Recht. Natürlich müssen die Probleme differenzierter angegangen werden, als ich es hier tun kann. Aber klar ist: Offenheit, nicht Abwehr, ist die angemessene Haltung in multireligiöser Gesellschaft. Unser Grundgesetz bietet all jenen die gleichen Rechte, die es respektieren und danach leben. Das freilich müssen wir von allen Musliminnen und Muslimen in Deutschland einfordern. Deutlich und ohne kulturellen Rabatt.

Sicher ist es die positive Rolle der Kirche, grundsätzlich zur Akzeptanz der Vielfalt der Weltansichten beizutragen und sie miteinander ins Gespräch zu bringen. Gerade Kirche hat die Kompetenz, gegenwärtiges Geschehen zu reflektieren und Fundamentalismus und Säkularisierung, Kern von Religion und ihren Ort in der Gesellschaft zu beschreiben, zu verstehen und zu deuten. Sie ist aber natürlich auch Partei, das muss sie sein. Miteinander kann auch hier nicht heißen, Unterschiede kleinzureden. Dialog kann nur auf Augenhöhe stattfinden, nur wenn das Eigentliche auch zur Sprache kommt. Jesus und Mohamed sind nicht derselbe.

Wenn es um die Verhältnisbestimmung zwischen Protestantismus und Islam geht, dann muss dies unter einer Überschrift geschehen: Toleranz. Das ist es doch auch, was Luther uns mit auf den Weg gegeben hat. Dass dem Islam mit Toleranz und Rücksichtnahme zu begegnen und dasselbe von ihm einzufordern ist, muss selbstverständlich sein. Lutherisch ist aber auch, ganz klar sagen, was wir für wahr halten. Wir sollen streiten um und für unseren Glauben, auch mit Musliminnen und Muslimen,

aber eben in Respekt, in Anerkennung und mit Wissen statt mit positiven oder negativen Vorurteilen. Und wir sollen hören, auf die Geschichte, auf die Glaubensdinge, die uns die muslimischen Nachbarinnen und Nachbarn sagen.

Ohne Angst und Abwehrimpulse werden wir das dann tun können, wenn wir unseres Glaubens selbst sicher und gewiss sind. Dabei, so scheint mir, haben wir noch Nachholbedarf. Wir müssen in Zukunft sprechfähiger werden, werden wollen, über den Kern unseres Lebens. Sie sind es, die dafür ausgebildet werden, Sie sind gefragt und Sie werden gefragt werden.

Wer sind wir? Was ist unsere Quelle, worin besteht unsere Identität? Warum bin ich getauft? Wo ist eine Kirche, eine Gemeinde, in der ich erfahren könnte, was das für mich bedeuten kann? Wir müssen klarer werden und uns selbst bewusst. Nur so können wir auch anderen Antwort geben, die nach Wurzeln und Halt in ihrem Leben suchen. Diese Antworten müssen wahrhaftig sein, klug und individuell. Wir müssen auf der Höhe der Zeit verkündigen, aber ohne dem Zeitgeist hinterher zu hecheln. Wir können nicht klagen, dass religiöse Bildung in der Gesellschaft verloren geht, aber selbst im Bezug auf die außerkirchliche Kultur zurückfallen.

Wir müssen entschieden sein. Reformation, das bedeutet die Freiheit von vielem, aber auch die Freiheit zu etwas. Wir sollen uns bekennen, zu dem was uns trägt, mit einem klaren: "Credo! – Ich glaube!". Ein laues "Ich hab schon meinen Glauben", das sich jeder Verbindlichkeit und auch der Gemeinschaft entzieht, hat mit protestantischer Freiheit nichts zu tun. Damit nicht hinterm Berg zu halten, wenn es heißt: "Ach, ich hab schon meinen Glauben HERR PFARRER", wird nicht immer leicht sein, aber es gehört wohl zur Arbeitsplatzbeschreibung.

Ebenso, wie es dazu gehört, die Theologie weiter zu entwickeln. Sich hinein zu graben in die Wissenschaft, es wissen zu wollen, der Sache auf den Grund zu gehen, auch ohne den unmittelbar praktischen Nutzen – das gehört weit mehr zu Reformation und zu Kirche der Freiheit, als die Kreativität um neue Werbebanner auf gemeindlichen Internetseiten. Ich bitte Sie, inständig, die Lehrenden und die Lernenden, genießen sie es, tragen sie es weiter, werden sie nicht nur Pfarrerin oder Pfarrer, sondern bleiben sie Theologin und Theologe. Nicht wegen der Finanzmarktkrise, aber auch. Weil die Welt geistige und auch geistliche Weiterentwicklung braucht, weil sie Angebote braucht und Auseinandersetzung und Orientierung. Das geht nicht mit Überschriften, das geht nur mit Wissen, wissen wollen und Durchdringen. Der Glaube und das Numinose bleiben, und sie brauchen einen Ort in der Geisteswissenschaft.

Warum Theologie? Wozu Kirche? Evangelisch? Um mit dem Glauben nicht bei uns zu bleiben. Um für die Menschen da zu sein. Um Verantwortung zu übernehmen in einer Gesellschaft, die einmalig freiheitlich ist und zu deren Entwicklung wir im reformatorischen Erbe selbst beigetragen haben. Weil wir verändern wollen, nicht stillhalten und schweigen. Wegen Schwertern zu Pflugscharen und wegen des Lamms, das beim Wolf liegt. Weil wir diese Welt, die von Gott gehalten und getragen ist, ein Stückchen besser machen wollen.